

Bildungsvorstellungen im Wandel – eine kleine Zeitgeistreise

Dieses Motto kann man örtlich oder bildlich verstehen; ich werde es hier bildlich verstehen: Bildung *inmitten* des Zeitgeistes bzw. Bildung im Kontext wechselnder Zeitgeiste. Ich möchte also fragen, inwieweit sich das Verständnis von Bildung in den letzten Dekaden jeweils verändert hat, und ich werde dabei drei Zeitphasen seit den 50er-Jahren unterscheiden.

In der ersten Phase, den 50er- und 60er-Jahren, bedeutete Bildung noch Teilhabe an Hochkultur. Die Hochkultur bildete damals so etwas wie ein symbolisches Dach für die Gesellschaft. Hochkultur war weitgehend eine Schöpfung des Bildungsbürgertums im Verlauf des 19. Jahrhunderts, und dieses Bildungsbürgertum verwendete „Bildung“ (auch) zur Identitätsvergewisserung und Distinktion. Im 20. Jahrhundert wurde die Bildungsidee in gewissem Maße volkspädagogisch demokratisiert. Es wurden Volksbüchereien gegründet, Volksbühne - und eben auch die Volkshochschulen. Dies ermöglichte eine Teilhabe von Schichten und Individuen, die bislang sozialstrukturell bzw. biographisch aus der Hochkultur ausgeschlossen waren; es eröffnete institutionelle Zugänge, die vorher strukturell verwehrt oder erschwert waren.

In der Phase der 50er- und 60-Jahre war dieser Effekt noch wirksam. An Hochkultur teilhaben zu können, zu bislang Verslossenem Zugang zu bekommen, das hatte noch eine geradezu auratische Qualität. Das galt gerade für den Bereich der Arbeiterbildung. Erwachsenenbildner früherer Generationen haben von den Dankbarkeitseffekten der Klientel berichtet; sozusagen vom Glanz im Augen der Lernenden, und das ist ja für Pädagogen eigentlich der schönste Traum. Die Teilnehmer von Bildungsveranstaltungen hatten das veritable Gefühl, beschenkt zu werden!

Die Aura der hochkulturellen Bildungsidee war natürlich abgesichert durch ein enormes Prestigegefälle gegenüber der Populärkultur. Bildungsemphase stand gegen Populärkultur, als bloße Massenunterhaltung. Ich bin als Kind in Hannover aufgewachsen und kann mich noch gut an folgende Szene in den 50er-Jahren erinnern: Der sogenannte Stadtjugendpfleger – auch ein ziemlich auratisches Wort – hatte alle Kinder aufgerufen, an einem bestimmten Tag zum Stephansplatz zu kommen und alle „Schmutz- und Schundhefte“ mitzubringen, die man baß. (Heute würden wir Comics dazu sagen.) Die Hefte wurden dort zu einem großen Haufen aufgeschichtet und – angezündet! Und als Ausgleich bekamen wir so pädagogisch wertvolle Lektüre wie das Mitteilungsblatt des Deutschen Jugendherbergswerks oder „Das Tier“.

Die Identifikation mit Hochkultur war keineswegs einfach eine Farce; sondern sie hatte eine biographisch hoch motivierende Kraft. Der Schriftsteller Uwe Timm beschreibt, wie er in den frühen 60er-Jahren als 19jähriger Dekorateur auf Aufnahme in den Zweiten Bildungsweg anstrebt. Er bewirbt sich bei der Kollegschule in Braunschweig mit einem Brief an den Direktor. Und da ging es natürlich auch darum, die eigene Bildungswilligkeit auszuweisen. Uwe Timm schreibt in seinem Brief: „Auf allen Gebieten der Kunst bemühe ich mich um das Verständnis für das gegenwärtige Schaffen.“ Das klingt ein wenig pompös, aber wenn man genau hinschaut, zeigt sich hier bereits eine kleine semantische Verschiebung, die für diese Generation junger Leute ganz wichtig war. Mit dem „gegenwärtigen Schaffen“ ist natürlich die kulturelle Moderne und Avantgarde gemeint, mit der man sich nun identifizierte - Sartre, abstrakte Malerei, moderner Jazz. Und diese Identifikation stand gegen den bisherigen Primat der Klassik, der Tradition, des eher abgelehnten 19. Jahrhunderts. Der Hochkultur-Kanon war also nun um die Dimension der Kultur der Moderne erweitert worden.

Vor dem Abitur hatte man damals einen „Bildungsgang“ zu schreiben. Das war eine längere Abhandlung über die eigene biographische Bildungsentwicklung. Wenn Sie gestatten, darf ich einmal eine Stelle aus meinem eigenen Bildungsgang vorlesen. Jetzt sind wir im Jahr 1966, und ich war achtzehn. Auch ich identifizierte mich mit dem impliziten Motto „*Moderne Hochkultur statt 19. Jahrhundert*“. Ich schreibe nun – recht gespreizt und altklug, aber so war man damals in dem Alter: „Es ist bedauerlich, aber für mein Alter wahrscheinlich natürlich, *dass ich zur Klassik noch kein richtiges Verhältnis gefunden habe.*“

Soviel zu meiner ersten Phase des Bildungsbegriffs, zu den 50er- und 60er-Jahren, in denen es einen großen Eifer gab, hochkulturelle Kennerschaft zu erwerben und sich selbst dezidiert *modernen* Bildungsgenuss zu erschließen.

Mit der zweiten Phase kommen wir in die 70er- und 80er-Jahre (beginnend in den späten 60ern). In dieser zweiten Phase kommt es nun zu schubartigen Umwertungen im Bildungsbegriff im Kontext der neuen Jugendsubkulturen, der Studentenbewegung und eines verschärften Generationenkonflikts. Es bildet sich ein konkurrierender Bildungsbegriff heraus, im Sinne einer *anderen* Bildung, im Sinne eines „Gegen-Wissens“.

Ein wesentlicher Impuls für solch ein Gegenwissen waren die normativen Leitmotive von Selbst-Politisierung und Emanzipation. Gleichwohl war dieses Gegenwissen – jedenfalls fällt das aus heutiger Sicht auf – immer noch eine Fortführung der emphatischen Bildungsutopie, wenn auch unter neuen Vorzeichen. Wir hatten damals ein zwar unglückliches, aber dennoch geradezu erotisches Verhältnis zur Universität, und das zeigte sich in einer geradezu unwahrscheinlichen Buch- und Textgläubigkeit. Es gab exegetische Auslegungskonflikte in theoretischen Marx-Zirkeln, es gab nächtelanges Lesen und Diskutieren, nur um die eigenen Dozenten und Lehrer „widerlegen“ zu können! Es war eine wirkliche Daueranstrengung für die Idee „wahrer“ Theorieaneignung, und dies ermöglichte starke Identifikationen und Projektionen. Und es eröffnete individuelle „Karrieren“ innerhalb des eigenen Milieus. So kam beispielsweise der Typus des studentischen Theorie-Stars auf, der sich selbst in Anhängerschaft und geradezu in Idolisierung sonnen konnte. Dies war also eine enorme Auratisierung von „kritischem“ Wissen und Gegen-Bildung. (Viele aus den jüngeren, nachkommenden Jahrgängen, nach jenen theorieüberhöhenden 70er-Jahre-Aktivisten, werden sich dann ein Leben lang dagegen wehren, unter Reflexionszwang gesetzt zu werden ...)

Ein *weiterer* Impuls in dieser zweiten Phase entstand in den späten 70ern in Form einer internen Konkurrenz, in Gestalt eines erneuten Umwertungsschubs. Das bisherige Leitmotiv „Gesellschaftsveränderung“ verschiebt sich semantisch hin zum Leitmotiv Selbstveränderung. Und die neuen Schlüsselbegriffe sind nun: Selbsterfahrung, Neue Lebensformen und Gegenkultur.

Die Volkshochschulen werden geradezu überschwemmt von massenhafter Nachfrage nach entsprechenden Angeboten und Kursen zu Gruppendynamik, leiblicher Selbsterfahrung oder kreativer Selbstfindung (in den Kursverzeichnissen sind es oft fast fünfzig Prozent). Der innere Zusammenhalt unter den Teilnehmern solcher Angebote ist nicht selten enorm - viele wollen, dass ihr Kurs nie wieder aufhören soll, und das stößt dann naturgemäß an Kapazitätsgrenzen ...

Gleichwohl: auch dem gegenüber treten im Verlauf der 80er-Jahre wiederum Entzauberungs- und Ernüchterungseffekte auf. Das neue Ironie-Potential der aufgetretenen Postmoderne

nagt mehr und mehr am Sockel der lebensphilosophischen Gläubigkeit. Ein geläufiger Satz aus der damaligen Zeit lautete, wenn man über eine Person sprach: „Sie hat jetzt zu sich selbst gefunden“. Und das wird nun auf einmal ironisch kommentiert mit der Replik: „Hauptsache, sie ist nicht enttäuscht!“

Beide Motivquellen der zweiten Phase – Gesellschaftsveränderung und Selbstveränderung – wirkten als lebenspraktische wie semantische Verstärker für die umfassende Enttraditionalisierung unseres Alltagslebens, die uns heute so selbstverständlich geworden ist. Und – wie immer nicht vorhersehbar – ebneten diese Enttraditionalisierungen den Eintritt in eine dritte Phase.

Dies dritte Phase reicht bis in die Gegenwart, wir sind zur Zeit mitten in ihr. Bildung, „Bildung mitten in der Stadt“, findet nun statt *ohne* die Abstützung der individuellen Bildungsmotive durch die eben aufgezählten „großen Erzählungen“, ohne die identifikatorischen Kraftquellen von Hochkultur oder Gegenkultur. „Bildung“ ist zwar zur Zeit geradezu ein Schlüsselwort in allen Zukunftsdiskursen, aber sie hat - um es vorsichtig zu sagen - keine Hochphase im Binnenhaushalt der Individuen, jedenfalls nicht im Sinne der Phase eins oder der Phase zwei.

Dafür will ich Ihnen einmal ein kleines Beispiel erzählen. Eine Studentin kommt in meine Sprechstunde, um mit mir denkbare Examensthemen abzusprechen. Nur ein Satz von ihr macht, glaube ich, sofort klar, was ich meine. Sie sagt zu mir: „... aber bitte nichts von Adorno, das ist ja *echt die Härte!*“ Interessant daran ist nicht nur, dass sich hier eine kognitive Umwertung zeigt, sondern auch eine normative: das Nichtwissen und das Gar-nicht-wissenwollen hat jegliche Anstößigkeit verloren! Hochkultur, auch im Sinne der ästhetischen und theoretischen Produktionen der späten Moderne, ist im Horizont vieler Individuen subjektiv meilenweit von ihnen entfernt. Es ist im Hinblick auf hochkulturelles Wissen geradezu einen Tradierungsriss entstanden.

Ein illustratives Indiz hierfür bietet die Popularität von Fernseh-Quizshows. Da genießt ein millionenfaches Publikum vor den Fernsehapparaten, was eigentlich mit einem Kandidaten passiert, wenn er vom Quizmaster noch einmal in die Ruinen der Hochkultur hineingeführt wird. Und die Quizmaster, Jauch oder Pilawa, fungieren eigentlich eher als Tröster, im Subtext trösten sie die Kandidaten: „Wenn Sie das jetzt nicht wissen, ist das auch nicht so schlimm.“ Dagegen waren die früheren Quizmaster, an die ich mich noch erinnern kann, die Generation eines Kuhlenkampff usw., sehr viel härter. Die sagten im Subtext immer: „Das werden Sie ja jetzt wohl wissen!“- In einer Quizshow habe ich vor einiger Zeit einen Kandidaten gesehen, ein jüngerer Mann von vielleicht Mitte zwanzig, der bei allen popkulturnahen Fragen gut Bescheid wusste – Kino, Sport, Musik. Aber bei den Fragen, die sich eher auf hochkulturelle Themen bezogen, musste er regelmäßig passen. Und er gab dann mehrfach eine interessante Antwort. Er sagte nämlich: „Das weiß ich nicht, das war *vor meiner Zeit.*“ Und im Verlaufe der Sendung zeigte es sich, dass eine ganze Menge vor seiner Zeit war. Dieser junge Mann schien der festen Überzeugung zu sein, dass man in erster Linie solches Wissen hat, das man selbst persönlich erlebt hat. Und das scheint für die heutige Zeit ein durchaus typisches Verständnis geworden zu sein.

Sie waren ja eben so freundlich, bei dieser kleinen Anekdote zu lachen. Ich will nicht verhehlen, dass sie auch anders wirken kann. Ich habe es jetzt schon dreimal versucht, diese Anekdote in meinen Anfängervorlesungen unterzubringen. Und jedes Mal war das ein vollkommener Flop: Alle guckten mich an, niemand lachte, und im Raum stand nur die Frage: Wo soll da

jetzt ein Witz sein ...? So kann es gehen. Es scheint sich hier also ein kleines Bausteinchen eines echten Generationsunterschiedes zu zeigen.

Objektiv stehen die einzelnen heute unter einem erheblichen Individualisierungsdruck. Der Nutzwert der jeweiligen Bildungszertifikate ist ungewiss geworden; die Abschlüsse stellen nur noch „Eintrittskarten“ dar - in eine Arena, in der überhaupt erst der „Wettkampf“ um Zugangsmöglichkeiten in das Berufssystem stattfinden wird. *Subjektiv* ist heutzutage eine radikale Individualisierung des eigenen Horizonts möglich geworden. Das zeigt sich darin, dass viele jüngere Leute sich extensiv an ihren Eigenwelten orientieren. Objektiv und subjektiv: das heißt, die (objektiv) ungewisse Wertigkeit des eigenen Bildungsaufwands steht im ständigen Widerstreit mit (subjektiven) Motiven eher erlebnisorientierter Art. Dies ist eine völlig andere Zeitgeist-Konstellation als bei den eingangs zitierten Bildungs-„Teilnehmern“, die Zugangschancen zu Hochkultur oder Gegenbildung wie ein biographieverweiterndes Geschenk empfanden.

Heute hingegen gilt es, wählen zu können und wählen zu müssen unter Bedingungen eines (abstrakten) Überangebots. Eine frisch gebackene Abiturientin beschreibt ihre Lage nach dem Abitur folgendermaßen in der Zeitung: *„Eigentlich möchte ich weder eine Ausbildung beginnen noch gleich studieren. Pläne hatte ich viele, ebenso viele habe ich wieder verworfen. Ursprünglich wollte ich nach Australien. Aus dem Australien-Plan wurde eine Weltreise. Aus der Weltreise ein Aufenthalt in Frankreich, mit dem Ziel, einen deutsch-französischen Studiengang zu beginnen. Hieraus ergaben sich Zweifel daran, ob es sinnig ist, sich auf Französisch zu spezialisieren, ohne einen Satz fehlerfreies Englisch sprechen zu können. Ein soziales Jahr in England war der nächste Gedanke, ich schickte sogar eine Bewerbung ab. Leider zu spät, der nächste Starttermin ist erst im nächsten Frühjahr.“*

Hier zeigt sich so etwas wie ein Optionalitäts-Leiden. Es ist keineswegs, – wie in Phase zwei – eine „flippig“ Konstellation. Das Individuum fürchtet sich nicht mehr, wie der sogenannte Flippy, vor dem Festgelegtsein als solchem, sondern es fürchtet sich nun vor der *eigenen Schwierigkeit mit dem Sich-Festlegen*.

Das ist der *heutige* Kontext – der Bildungsbegriff ist heutzutage ganz unvermeidlich pluralisiert, intern verzweigt und in sich widersprüchlich. Das heißt, mehrere Bildungsverständnisse koexistieren nebeneinander, und das ist objektiv wie subjektiv auch nachvollziehbar.

Es gibt eben Bedürfnisse nach einem Nutzwert von Bildungsanstrengungen für die eigene Lebenslaufbahn: man könnte das bezeichnen als *Bildungs-Nutzen*;
es gibt Bedürfnisse nach Verbesserung der eigenen persönlichen Wissens- und Entscheidungsfähigkeit: man könnte das bezeichnen als *Bildungs-Wert*;
und es gibt Bedürfnisse nach zeitweiligem Außerkraftsetzen des Nutzenprinzips: man könnte das bezeichnen als *Bildungs-Freude*.

„Bildung“ ist keine Integrationsformel mehr, sondern eher Ausdruck von Individualisierungsansprüchen und Individualisierungsungewissheiten gleichermaßen. Ein grundsätzlicher Vorrang *nur eines* dieses möglichen Motive kann heute eigentlich *nicht* mehr vertreten werden.

